Die heilige Flamme

Autor(en): **Züricher, U.W.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **11 (1917)**

Heft 2

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-134060

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

und umdenken, heißt es da, umdenken fast auf allen Gebieten des wirklichen Lebens. Unser Gott ist ein Schlachten-, ein Kriegsgott geworden. Geworden? Vielleicht haben die Völker in ihrer Masse überhaupt noch keinen anderen begriffen, da man den Marsdienst so geflissentlich pflegt. Selbst das kleine, im Grunde noch naive patriachalische Volk der Buren erwartete, von seinem Schlachtengott, daß er seiner heiligen Sache der Freiheit beistehen werde und wußte keinen Ausweg für sein religiöses Empfinden, nachdem es die große Täuschung erfahren hatte, keinen Ausweg als den religiösen Nihilismus. Bertha von Suttner ruft ihm zu: „Vielleicht wird sich hier den Menschen einmal deutlich zeigen, daß Krieg nichts ist als ein Messen der rohen Kraft, und daß keines Gottes Segen an der Totschlagarbeit haftet. Ja, es gibt einen göttlichen Willen, der die Welt durchflutet, aber was er will, ist die Höherentwicklung seiner Geschöpfe, und die vollzieht sich in den Gewissen, nicht in den Arsenalen."

Elsbeth Friedrichs.

Die heilige Flamme.

I.

Der Zufall wollte es, daß mir eines Abends die Post zwei Schriften brachte, die ich unwillkürlich mit einander in Beziehung setzen mußte: Einen stattlichen Band und eine kleine Broschüre. Aus beiden schauen mich ernste redliche Augen an. Aus beiden glüht nachdenkliche Begeisterung. Beide kommen aus ausgesprochen christlicher Gesinnung. Und doch stehen beide in der für sie bei der Abfassung ihrer Schrift entscheidenden Frage auf ebenso ausgesprochen gegensätzlichem Boden. Es handelt sich um den religiösen Antimilitarismus. Betrachten wir zuerst den stattlichen Band: Der wird zweifellos in weiten Kreisen das regste Interesse wecken, stammt er doch von einem unserer besten volkstümlichen Erzähler, von Rudolf von Tavel. Sein Buch heißt also „die heilige Flamme"[1]) und spielt im heutigen Bernerland. Der Hintergrund ist der Weltkrieg und die großen nationalen und übernationalen Probleme, die er neu aufwühlt; im Vordergrund stehen ein paar Bauernhöfe und ihre Bewohner und die Meinungen dieser Bewohner. Nun ist Tavel viel zu sehr Künstler, um gleich zu Beginn seine Thesen auszuspielen. Sie werden erst gegen's Ende organisch eingeführt. Und da, wo sie erscheinen, ergeben sie sich völlig naturgemäß aus den handelnden Personen. Man könnte

[1]) Verlag A. Francke, Bern.

nirgends von einer tendenziösen Verzerrung der Tatsachen sprechen. Und doch spürt man sehr deutlich, daß die eingeführten Menschen eben in diesen uns alle aufs tiefste beschäftigenden Fragen Tavels eigene Meinung aussprechen. Und weil dem so ist, muß man von vornherein etwas an dem Buch aussetzen. Von der Tavel nicht entsprechenden Geistesrichtung werden nur leichtwiegende Vertreter eingeführt. Bei einer tief schürfenden Auseinandersetzung hätten eben ganz andere Männer auftreten müssen als der junge Theologiestudent und der ebenso junge weichherzige Bauernbursche. Da das Wort Tavels auch für solche, die ihm in wichtigsten Fragen entgegenstehen, gewiß schwer wiegt, lohnt es sich wohl, seine Darstellungen und seine Gedankengänge etwas eingehend darzulegen. Auch muß man einem Schriftsteller, der sich schon so lange als ebenso humorvoller wie liebevoller und rechtschaffener Deuter der Volksseele ausgewiesen hat, ganz anders scharf auf die Finger sehen, wenn er einschneidende Probleme anpackt, als es bei irgend einem beliebigen Dutzendjournalisten oder politischen Advokaten nötig wäre. Tavel schildert überall aus dem vollen Leben, und so ist sein Buch auch kein mageres Gerüst um eine zu entwickelnde Tendenz herum. Auch ohne die entscheidenden Gespräche wäre die Geschichte, schon allein sprachlich, ein Baum von strotzender Fülle. Es scheint mir angezeigt, die Hauptgestalten kurz zu schildern, damit nachher ihre Meinungen ins richtige Licht gerückt werden.

II.

Im Zentrum stehen zwei Brüder mit ihren Familien. Der eine, Fritz Tellenbach, ist Großbauer, Großrat, will im Allgemeinen das Rechte, wird aber doch von tausend Rücksichten auf Wähler und Parteigenossen zermürbt. So muß er regelmäßig bei einem Wirt einkehren, weil er von diesem als freien und unabhängigen Mann gepriesen werden will und dies nur möglich ist, wenn er den Brückenzoll in Form eines Halbliters erledigt. Im Großrat, in dem er zuerst auf eigene Faust für das eintreten wollte, was dem Volke frommt, mußte er bald einsehen, daß es keinen andern Weg gab, seine Meinung durchzusetzen, als sich einer Fraktion anzuschließen. Auch hatte er den Eindruck, alles was im Rate zur Verhandlung komme, sei vorher schon irgendwo beschlossen worden. Er erfuhr, wie die Fraktionen sich dankbare Anregungen streitig machten, um erfolgreiche, den Parteien wohlanstehende Motionen daraus zu schmieden, daß aber Postulate, die wegen ihrer finanziellen Folgen dem budgetbrütenden Regierungsrat unerwünscht kamen oder nur einem geringen Teil der Bevölkerung Nutzen bringen konnten, nicht leicht ihren Götti im Ratsaal finden konnten. Im Ganzen gipfelt seine Erfahrung darin, daß doch alles gehe, wie es von jeher gegangen, nicht nach Recht und Billigkeit, sondern nach den Grundsätzen herzloser Gewalt. Keinen Schritt konnte er

tun, ohne sich zu besinnen, ob er nicht damit diesen oder jenen vor den Kopf stoße. Er durfte nicht schweigen, wann und wo es ihm gut schien. Er mußte reden, wo er nicht Bescheid wußte und loben, wo er nichts Gutes sah. Von seiner Wirksamkeit im Großrat unbefriedigt, ist Fritz Tellenbach doch der Meinung, es sei wichtig, sein Ansehen im Volk aufrecht zu erhalten.

Anders sein Bruder Christian Tellenbach. Der hat sich, um mit seinen Verwandten in keine Erbstreitigkeiten zu kommen, mit seiner schaffigen aber mißgünstigen Frau auf ein mageres Gütchen zurückgezogen. Christian ist ein innerlicher, schwerblütiger Mensch, der in der Einsamkeit mit seinem Gott ringt und innerliche Siege feiert und auch schwere seelische Niederlagen erleidet. Er schafft sich religiöse Wahnideen und zündet schließlich sein eigenes Haus an, um Gott durch ein Opfer wieder zu finden. In der Irrenanstalt wird er ruhiger und kommt schließlich, als der Kriegsausbruch den Bruder Fritz an die Grenze ruft, als stiller fleißiger Helfer auf dessen Hof.

Nun haben die beiden Brüder Kinder. Fritz einen Sohn Hans, und Christen eine Stieftochter Züseli. Diese beiden lieben einander, aber diese Liebesgeschichte ist nun nicht bloß eine Erzählung von Verliebtheit, Geldrücksichten und Standesvorurteilen. Da spielen Ideen hinein, patriotische und antimilitaristische. Hans Tellenbach war vor dem Krieg in der Rekrutenschule. Dort erleidet er einen doppelten Einfluß. Durch einen brutalen schneidigen Oberleutnant wird in ihm der Haß gegen das Militär großgezogen. Und ein junger Theologe und Mitrekrut sucht ihn auf die Widersprüche zwischen Militarismus und Christentum aufmerksam zu machen. Dessen Meinungen gipfeln etwa in folgendem Ausspruch: „Weißt du, eigentlich wäre es eher zum Heulen, denn vor meinen Augen klafft ein Abgrund, der die Welt zerreißt. Im Grunde ist die ganze Militärlerei ein verdammter Unsinn. Nicht wahr, wir sind doch alle Christen? Durch eine feierliche heilige Handlung sind wir als Kinder dem Reiche Gottes einverleibt worden — verstehst du, dem Reiche Gottes, zu dessen elementarsten Grundsätzen die Liebe und zu dessen Zielen die endgültige Ueberwindung des Todes gehört. Oder nicht? Wir aber werden dazu erzogen, im staatlich sanktionierten und patriotisch vergoldeten Mordhandwerk die nobelste Beschäftigung zu erblicken. Ist das etwa nicht ein Unsinn? Und den Widerspruch fühlen sie eigentlich alle, die das anordnen, wenn sie's schon nicht zugeben wollen." Hans erzählt dann später von diesem seinem „Verführer", daß er ihnen gesagt, daß niemand das Recht habe, sie zu diesem Mordhandwerk zu zwingen. Man sollte nur einmal den Mut haben, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Bibelstellen habe er haufenweise zum Beweis angeführt. Zuletzt hätten sie alle gefunden, er habe recht. Schließlich hätten sich dann einige das Wort gegeben, wenn's einmal ernst werden sollte,

so wollten sie den Eid verweigern. Dabei hätte natürlich keiner gedacht, daß sie's je erleben würden. Auf einmal war's aber da. Hans rückte also mit dem festen Vorsatz ein: „Du schwörst nicht." Er kämpft einen schweren, verzweifelten Kampf und bleibt seinem Vorsatz treu, trotzdem „die Fahnen wie Feuer flackerten und brannten und aller Herzen in diesem Feuer brannten." Kameraden hatten es bemerkt. Man umgab ihn mit Mißtrauen und wich ihm aus. Der Korporal stellte ihn zur Rede und kündigte ihm an, daß er Rapport machen müsse. Vorher desertiert Hans und flüchtet in seiner Verzweiflung zu dem Mädchen, das er liebt.

Nun folgt die Bekehrungsgeschichte. Und da spielt Tavel einen Haupttreffer aus. Zwei Personen bringen Hans wieder auf den „rechten Weg". Die eine ist Züseli, ein ankehriges, liebes und bescheidenes und zugleich sehr hübsches Mädchen. Ihr Liebreiz, ihre Rechtschaffenheit und fromme Herzensgüte werden eindringlich geschildert. „Dieses Mädchen hatte Herz und Verstand, daß es nur so über einem hinweglief." Und gerade dieses anmutige Wesen muß nun die entscheidenden Worte sprechen. Sie wolle sich keinem verbinden, der nicht in allen Stücken ihren Glauben teile. Einem, der nicht für sein Vaterland ausziehe, wolle sie nicht Frau sein. Nur wenn er mit Ehren wiederkomme, wolle sie für immer die Seinige werden. Nun stelle man sich den armen verliebten Jungen vor, zu dem die über alles Geliebte solche Worte spricht. Aber das genügt noch nicht. Züseli besucht fleißig die Versammlungen eines in der Gegend bekannten Evangelisten Friedli. Der krönt nun das Bekehrungswerk. Friedli wird als alter weißhaariger, ganz in Gott lebender Mann geschildert. Der Leser soll es als selbstverständlich empfinden, daß dessen Meinungen in religiösen Konflikten unendlich wichtiger sind als diejenigen eines jungen noch wesentlich bloß mit dem Intellekt arbeitenden Theologiestudenten. Hans kommt mit Friedli zusammen, und Friedli sagt ihm, er solle nicht die Welt auf den Kopf stellen wollen, bevor er gelernt habe, sich selber z'underobe stellen zu lassen. Das müsse einer erst lernen, denn des Menschen Dichten und Trachten sei böse von Jugend auf. Züseli schildert dem Vater Fritz, der im Geheimen Friedli für den Verführer seines Hans hält, die Zusammenkunft von Hans und Friedli folgendermaßen: „Da kennt ihr den Friedli schlecht. Der ist nicht so einer. Mag schon sein, daß Hans im Stillen darauf gehofft hat, Vater Friedli würde seinen Sprung gutheißen. Aber da ist er an den Rechten gekommen. Sie haben neuis zusammen gehabt davon. Der Hans hat gesagt, es gebe nur ein Vaterland für alle Völker und es sei Unvernunft wider einander mit Mord und Brand ins Feld zu rücken. Man sollte den Glauben haben, alles über sich ergehen lassen, wie es komme, und es als Fügung vom lieben Gott hinnehmen. Da hat ihm aber der Vater Friedli heimgezündet. Erstens einmal wollte er sehen,

ob Hans ruhig zusehen würde, wenn ein Fremder auf mich z'dorf käme. Wenn man im gewöhnlichen Leben immer nach seinem Kopf gehandelt, so könne man nicht hurti hurti, wenn der Krieg kommt, auf den Glauben abstellen und alles drangeben wie Hiob. Die Obrigkeit habe das Schwert und wenn sie befehle, so solle der einzelne einstweilen das für den Willen Gottes über sich ergehen lassen. Einmal komme dann wohl die Zeit, da die Obrigkeit selber von Gottes Willen erfüllt sei und dann höre der Krieg von selbst auf. — Und das hat er ihm auch noch gesagt: wenn einer nicht im Stande sei, sein armselig Leibesleben für das irdische Vaterland einzusetzen, so sei er ganz sicher auch nicht reif für die ewige Heimat. Daraus sei eben der Krieg entstanden. Gäben die Menschen täglich ihr Leben für einander hin, wie sie nach Gottes Willen es tun sollten, so bliebe es ihnen erspart, es im Krieg gegen einander opfern zu zu müssen." Züseli schildert ferner, wie es von Hans an einem schönen Aussichtspunkt Abschied genommen: „Lue doch, Hans, siehst jetzt nicht, wie das schön ist? Da darf denk kein Fremder drin regieren." „Das ist doch dreckgleich, wer da regiert", sagte er noch. Aber da hab ich's ihm gegeben. „So?", hab ich gesagt, „so? Ist das gleich. Das ist unser Land, unsre Heimat. Das versteht niemand zu regieren, als wer darin aufgewachsen und drin daheim ist. Du wärst mir schon der Rechte," hab ich gemacht, „darinnen einem Fremden zu parieren. Ich einmal wäre nicht dabei: s'würd einem ja das Herz abschnüren. Und ein Mann, wo das nid gspürt, wird nicht meiner. Jetzt weißt's." —

Hans wird also von Züseli und Friedli bekehrt, so daß er seine Fahnenflucht als tiefste Verirrung betrachtet, zu der er nur in Gott weiß was für einer Geistesverwirrung gekommen sei. Er kehrt reuig zur Fahne zurück und wird verhältnismäßig gelinde bestraft. Dies verdankt er dem ihm wohlwollenden Vorgesetzten, dem Großrat und Major Senno, der im übrigen „keinen innigeren Wunsch kennt als einmal für sein Vaterland den Degen ziehen zu dürfen."

Die patriotische Hochflut zu Beginn des Krieges wird von Tavel folgendermaßen geschildert: „Ein erdrückender Ansturm von Vaterlandsliebe schnürte ihnen die Kehle zu, nicht singseliger Patriotismus, sondern jene sehnsüchtig weinende, bald erhaben auflodernde Liebe, die glühend unsern Horizont überzieht, wenn der Gegenstand dieser uns sonst kaum bewußten Liebe vor unsern Augen in den Abgrund zu versinken droht. Es ist das Erwachen aus traumseligem Schlaf zum Bewußtwerden einer unsere Vorstellung weit überragenden Pflicht." Und Fritz Tellenbach, der Großrat, empfand es bei der Einberufung als „etwas unendlich Wohltuendes, so jählings aus diesem verstrickten Leben herausgerissen zu werden, nicht durch einen jämmerlichen Tod im Siechbett, sondern durch eine Opfertat, durch eine Hingabe an das Ganze, über die es nichts zu deuteln

und zu tuscheln gab. Dieses Opfer war heilig und durch keinen Zweifel zu beflecken." Und Christian Tellenbach, dem es heilig ernst war, es immer so zu halten, wie die Alten es gehalten, sagt vom Militärdienst: „Ja wohl, das war ein wichtiger Dienst, denn fremde Herren ertrug der teure heimische Boden nicht. Da steckte zu viel Seele drin, Seele von seiner Seele; die verstand kein fremder Herrscher."

Und noch einmal wird das Thema hervorgeholt. Es sitzen alle zufrieden beisammen. Hans hat sein Züseli neben sich und fühlt wieder festen Boden unter den Füßen. Da spricht Pfarrer Zingel, der überall mit leiser Ironie als einer geschildert wird, der nicht von Merkigen kommt, folgende Worte: „Ei nun, daß ihr es mit der Frage der Eidespflicht so ernst genommen habt, gereicht euch nicht zur Unehre. Mancher schwört eben ohne Ueberlegung. — Und wenn man sieht, wie es jetzt draußen in der Welt geht, so darf man sich schon fragen, ob es denn eigentlich Gottes Wille sei, daß wir uns eidlich verpflichten zum Kriegsdienst. Evangelisch ist es jedenfalls nicht. Die Hauptsache ist schließlich nicht, daß wir ein Vaterland haben, sondern, daß wir endlich Menschen werden." Da protestiert nun der Großrat und meint, das Menschseinwollen habe uns diesen Krieg nicht erspart. „Wenn aber jedes Volk sein Vaterland schätzte, wie es sich gebührt, so achtete es auch das andere Vaterland und man wüßte nichts von Krieg und Kriegsgeschrei. — Ein Vaterland haben heiße seines Erachtens: ungestört für das Wohl seines Volkes arbeiten können." Darauf antwortet der Pfarrer: „Wenn man's so versteht, so hat man wohl ein Recht, sein Vaterland gegen fremde Einfälle zu verteidigen; aber eigentlich ist es doch Gottes Wille, daß alle Völker in einem Vaterland sich finden." Und das Schlußwort behält nun der Evangelist Friedli: „Halt! So weit sind wir noch nicht. Das ist freilich unsere Hoffnung. Aber Gott weiß, warum er Völker werden ließ und warum er jedem sein besonderes Stück Erde zu bauen gab. Hätten sie es nicht zu eitlem Gewinn und Genuß mißbraucht, so müßten sie heute nicht ihr Blut dafür fließen lassen. Wer sein Leben im Frieden hingibt, wehrt dem Kriege."

III.

Dies ungefähr wären also wohl auch Tavels Meinungen. Hinter all diesen Gedanken ruht eine Gottesvorstellung, die ich nicht unangetastet lassen möchte. Was ist das für ein Gott, der jedem ein Land gibt? Der keine anderen Möglichkeiten kennt, Völker entstehen zu lassen und ihnen Erde zum bebauen zu geben, als indem er sie das Mordhandwerk lehrt und sie mit Feuer und Schwert auf den Länderaub schickt? Tavel weiß doch auch wie fast alle Staaten der Erde und damit auch die diversen Patriotismen entstanden sind! Und was ist das für ein Gott, der den Menschen

ins Herz gibt, die Liebe zu den so entstandenen Gebilden als heilig zu erklären? Und was für ein Gott wäre das, der sich mit dem Willen der verschiedenen irdischen Obrigkeiten ohne weiteres identifiziert? Ich fürchte, da haben die Ideen vom kaiserlichen Gottesgnadentum und auch die alte von den gnädigen Herren Obern in Bern unserem Friedli und wohl auch unserem Tavel einen bösen Streich gespielt. Tavel vergißt wohl, daß der Geist seit den Tagen der alten Propheten und der Christenverfolgung bis zur englischen und französischen Revolution und bis heute nicht gerade mit den Herrschenden zu sein pflegte, und daß es gewiß nicht die ungeistigsten Männer gewesen, die in den Regierungen oft etwas sehr anderes als „Gesalbte des Herrn" gesehen. Und woher weiß denn Tavel, um mich seiner Ausdrucksweise zu bedienen, daß nicht ein übermächtiger Geist einigen die Pflicht ins Herz gesenkt, nicht in erster Linie für ihr Vaterland zu sorgen, sondern den Menschen die Ueberwindung der Vaterländer zu lehren, damit die Menschheit einmal auf der Erde eine Heimat bekomme, und es nicht mehr Pflicht heißen wird, daß Gleichwertige sich gegenseitig zerfleischen.

Ich sehe das Wohlmeinende bei Tavel schon. Er litt selber mit unter dem Konflikt, den er seinen Jüngling erleben läßt, und er will andern Jünglingen diesen Konflikt ersparen und ihnen eine sichere Wegleitung geben. Aber wenn die Wegleitung nun heißt, man solle Gott und die Regierungen, die doch mit seinem Willen regierten, in ihren unerforschlichen Ratschlüssen machen lassen und sich willig unterziehen, so wird wohl das Elend der heutigen Zeit und des irdischen Daseins überhaupt nicht gemildert. Das dürfte doch nachgerade durchsichtig werden, daß die Völker in ihrer Mehrheit überall den Krieg nicht wollten, daß aber eine herrschende Militär-, Kapitalisten- und Kriegslieferanten-Kaste samt den von ihnen abhängigen Regierungen und Journalisten die Hetze betrieben haben. Es ist gewiß nicht schön in einem Land zu leben, in dem Fremde regieren; aber ist etwa der Herr Oberleutenant Schübliger, wie ihn Tavel getreu nach dem Leben schildert, kein „Fremder"? Und sind unsere Kriegsobersten, die Herren Wille, de Loys, Egli, Vogel und wie sie alle heißen, wirklich unseres Geistes? Und kann man sich einen Zusammenschluß mit andern Staaten immer nur unter dem Gesichtswinkel der Fremdherrschaft denken? Was heute nicht nur den Frieden verhindert, sondern vielleicht noch für lange hinaus den von aller Vernunft und Menschlichkeit geforderten europäischen Staatenbund, ist wohl in erster Linie die große Scham und die große Furcht der großen Unverantwortlichen, die nun nach der Zerstörung des Geistes, der Volkskraft und des Reichtums Europas es sich und ihren Völkern nicht eingestehen dürfen, daß alles umsonst gewesen. Drum wird von den Regierungen und ihren Journalisten fortgelogen und von den Völkern fortgeblutet und von den Kriegstheologen fortgepredigt, die Obrigkeit habe das

Schwert, und wenn sie befehle, so solle der einzelne einstweilen das für den Willen Gottes über sich ergehen lassen. Nein, das wollen wir nun nicht, und Tavel kann versichert sein, ernsthafte sozialistische und religiöse Antimilitaristen werden von den Gedankengängen seines guten Friedli nicht bekehrt.

IV.

Der Zufall wollte es, ich habe es schon in der Einleitung erwähnt, daß mir eine antimilitaristische Flugschrift eines bernischen Pfarrers am gleichen Tag mit Tavels heiliger Flamme ins Haus flog. Es ist eine Broschüre von Pfarrer Zulauf in Delsberg: Die Volkserlösung durch die Volksempörung.[1]) Auch hier spürte ich heilige Flamme, aber sie lohte in anderer Richtung. Es handelt sich hier um keine Einzelerscheinung. Aehnlichen Geistes gibt es heute viele im Schweizerland; aber ich will diese eine Schrift kurz besprechen, um deutlich zu zeigen, wie diejenigen denken, die Tavel bekämpft.

Zulauf hatte schon vorher eine tapfere Broschüre publiziert: „Das Schweizermädchen an der Grenze",[2]) in der er von seinen alltäglichen Erfahrungen in den seit Kriegsbeginn von eidgenössischen Truppen heimgesuchten Gegenden erzählt. Dort weist er auf die Gefahr hin, in der unsere Mädchen durch die Soldaten und namentlich die Offiziere geraten. „Das Ehrenkleid des Vaterlandes wird dem Schweizer und der Schweizerin verekelt; die ganze Grenzverteidigung wird als Heuchelei empfunden, wenn der Vaterlandsverteidiger im eigenen Land wie ein Türke haust. Nein, das ist nicht „echtes Soldatentum", wenn unser Militär das arme Schweizermädchen an der Grenze sich erobert und dienstbar macht. Diese Heldentat ist vielmehr — mit Verlaub, meine Herren Paradeoffiziere, die's trifft — Verrat an unserem Volk!" Als Zulauf gegen diese Dinge auftrat, wurde er auf das Bureau des Preßzensors beordert, und dort hätte er versprechen sollen in Zukunft zu schweigen. Zulauf hat aber völlig recht, wenn er betont, daß nicht das Veröffentlichen schlimmer Dinge, sondern die schlimmen Dinge selber ein Skandal seien. „Es ist eine furchtbare Tragik, daß unsere Männer im Wehrkleid, die des Volkes Unabhängigkeit schützen sollen, des Volkes Glieder in Knechtschaft und Verelendung hineinbringen." Unser Beobachter der Grenzbesetzung kommt schließlich zu folgender Erkenntnis: „Die besten Triebe im Menschen, der Freiheitssinn, der Bürgerstolz der Demokraten, der hochgesinnte Weltbürgergeist, dürfen sich in unserem Heere nicht entfalten. Der Tatendrang findet kein erhebendes Ziel. Gerade die Besten unter uns seufzen unter der Abstumpfung, die mit dem Kadavergehorsam, dem brutalen

---

[1]) Verlag W. Trösch, Olten.
[2]) Im Selbstverlag des Verfassers.

Zwang des Waffendienstes, uns befällt. Man bildet im Militär die Leute zum Vernichten des Lebens, zum rücksichtslosen Töten aus. In solchem Zusammenhang betrachtet, sind die Ausschweifungen der Soldaten, denen das Schweizermägdlein zum Opfer fällt, nur logisch." — Von ähnlichem Geiste getragen ist nun die neue Broschüre Zulaufs. Der Verfasser glaubt nicht mehr an das System, welches da brav staatsbürgerlich nach dem Leitsatz erziehen will: „Werdet wie wir Alten!" Er glaubt an den Föhn und an die Ideale der Jungen. „Gerade wenn wir alle Roheit hassen und edle feine Sitten in unserem Volke lieben, müssen wir uns gegen das eingerissene System und Regiment auflehnen." Zulauf fühlt sich mit Christus und mit Tolstoi einig, wenn er nicht der Empörung durch das Schwert ruft. Als seine Ahnen empfindet er nicht die Urschweizer, sondern die Urchristen. „Das Schwert ist nur ein Verlegenheitsmittel! Es ist der Strohhalm, an den sich der Ertrinkende klammert und der ihm nicht zum Leben verhilft." Das Feuer der Wahrheit, das Christus entzündet, wirke tiefer als blutige Rebellentat. „Ein wahres Wort strahlt wie ein klarer, ewiger Stern." Die Freiheit, die Christus verkündigt, und die uns niemand rauben dürfe, bestehe vor allem darin, unbeschränkt Gutes tun und Nächstenliebe üben zu dürfen. Christus habe sich durch eigenes Leiden, durch Hingabe seines eigenen Blutes die tiefe Wirkung auf die Zeitgenossen und auf die Nachwelt verschafft. Die Empörung durch das unschuldige Sterben sei die nachhaltigste Waffe gegen die Herrschaft der brutalen Faust. Jeder könne heute so sein Kreuz erwerben. So sei auch Liebknecht für alle Unterdrückten eingetreten, für die Leute in den Gefangenenlagern, für die infolge des Krieges verwahrlosten Kinder, für die Belgier, für die Armenier, und sicher könne man von ihm sagen, daß er durch sein Erleiden des Unrechts in diesem Weltkrieg mehr Nützliches geleistet, als irgend einer der berühmten Blut- und Eisengeneräle.

V.

Ich habe hier ein Gegenstück zu Tavels heiliger Flamme geschildert. Ich wüßte noch manches andere. Aber ich will zum Ausgangspunkt zurück. Ich stelle mir Tavel vor, seinen feinen Künstlerwillen und seinen ehrlichen Helferwillen, und ich stelle mir Zulauf vor mit seinem nicht minder tief empfundenen Willen, Leid und Not zu bannen. Es ist ein leidvoller Gedanke, zu sehen, wie heute Männer, die guten Willens sind, durch ihre verschiedenen Gedanken zu ganz entgegengesetzten Urteilen und Bestrebungen geführt werden, Männer, die eigentlich berufen wären, gemeinsam an der geistigen Hebung des Volkes zu arbeiten. Ich habe nur zwei Einzelfälle geschildert, aber jeder, der sich mit offenen Augen umsieht, weiß, daß diese Fälle heute eine typische Bedeutung erlangt haben. Es handelt sich um Dinge, in denen die tiefste

Erregung mitspricht. Eine Verständigung scheint ausgeschlossen. Es lassen sich ganz zweifellos beide Standpunkte mit Logik bis zum äußersten verteidigen. Zur Gemütsunterlage läßt sich, den Streit mildernd, vielleicht das sagen: Bei beiden Richtungen ist fast immer noch eine gewisse Sympathieunterströmung mit der Stellung des Gegners vorhanden. Auch diejenigen, die heute im übertriebenen Nationalismus und den ihn nach außen darstellenden Militarismus den Fluch Europas sehen, fühlen zeitweise die vaterländischen Traditionen verführerisch in sich aufleben und kriegen eine gewisse Wehmut des Ausgeschlossenseins in die Beine, wenn eine Truppe in flottem Marsch vorbeizieht. Auch der heimatschützlerischste Patriot kriegt manchmal einen tiefen Schreck in die Glieder, wenn er an Militärdiktatur und alle Schrecknisse des europäischen Brudermordes denkt und nach Auswegen sinnt. Aber das sind nur gelegentliche Unterströmungen. Das Entscheidende wird durch innere Kämpfe, innere Erlebnisse herbeigeführt, und die sind eben bei verschiedenen Menschen verschieden. Wer die tiefsten Empfindungen in die Zusammengehörigkeit mit seinem heimatlichen Volke hineinträgt, wird trotz aller Logik patriotisch und dann wohl auch militaristisch urteilen. Wer die tiefsten Empfindungen in den irdischen Geisteszusammenhang und irdisches Geisteswachstum hineinträgt wird, trotz Verfolgungen und Kriegsgericht, alles dem Entgegenstehende, also auch jenen Patriotismus, mit dem sich nicht reden läßt, als Gegner einschätzen.

Aehnlich stehts im wohl nicht ganz so tiefgehenden Konflikt zwischen denen, die als letztes äußerstes Mittel, wie Tell und Zwingli, die Gewalt der Faust gelten lassen und denen, die wie Tolstoi ins letzte Extrem auf jedes Erwidern der Gewalt durch Gewalt verzichten. Schließlich muß auch da jeder das vertreten, was er vor sich selber verantworten kann, und was er glaubt, in entscheidenden Situationen auch befolgen zu können.

Ein zarter Trost schwebt doch über all diesen schweren gegenseitigen Kämpfen. Tiefe und Redlichkeit des Empfindens, Klarheit und Wärme des Geistes und Ueberzeugungstreue schaffen auch zwischen Gegnern eine gewisse Zusammengehörigkeit, die sie oft enger verbindet, als solche verbunden sind, die durch äußerliche Wort- und Gedankenähnlichkeit scheinbar nebeneinander stehen. Jene Zusammengehörigkeit drückt sich in dem aus, was man gewöhnlich als Achtung vor dem ehrlichen Gegner versteht. Hoffen wir auf eine Zeit, wo diejenigen, die guten Willens sind, Schulter an Schulter wirken können, und suchen wir alle nach unseren bescheidenen Kräften für ihr Herannahen zu kämpfen.

U. W. Züricher.